



Leseprobe aus:

Max Goldt

Lippen abwischen und lächeln



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

MAX GOLDT

*Lippen abwischen
und lächeln*

Die prachtvollsten Texte 2003 bis 2014
(und einige aus den Neunzigern)

ROWOHLT · BERLIN

1. Auflage November 2016

Copyright © 2016 by Rowohlt-Berlin Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Satz aus der Stempel Garamond PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 87134 177 9

INHALT

DIE SCHÖNEN DINGE UND DIE ARME WELT	
Charleys Tante in der Wüste	11
Sodbrennen statt Snobismus, ich meine umgekehrt	20
Am Strand der Birnenwechsler	27
Mein preußischer Nachmittag	35
Kleiner Diskurs über kleines Gepäck	43
Ein Querulant hört was knarren	52
Prekariat und Prokrastination	59
Das Loch	66
Tätowiert, motorisiert, desinteressiert –	
der Kleinbürger zwischen Statistik und Traum	72
Weltanschauung in der Seilbahn	81
Über Fernsehmusik	89
Feichte Brott	95
Gastronomisches 2	99
Deutsche im Hotel	106
Schulisches	112
Der Amethyst	120
Preisung der grotesken Dame	124
Fans	129
King Kong in Flip Flops	135
Äpfel im Bett und Ärzte im Bergwerk	140
Was schön ist und was häßlich ist	146
Das süße Nichts (Ich weiß noch, über was wir gestern abend geredet haben)	151
Sie sehen so lustig aus, wie Sie auf dem Ball sitzen! (Das Jahr 2009)	162
Dem Elend probesitzen	172

Zsá Zsá Inci	180
Pluto soll auf einen Klumpen zurückgestuft werden ..	183
In Toronto gab es Kuchen mit Semikolon	189
Die Prophezeiung	198
Oh doch!	202
Der Zauber des seitlich dran Vorbeigehens	208
Das alte Kabel	212
Die Verachtung	217
Staunen	227
Nein zum Masermontag	234
Gedanken bei der Cranio	240
Die Schöneberger Gräberin	248
Im Visier von Pakistan und Texas	254
Staat, misch dich ein! Es wird auch dir nützen	261
Sehr wenig vom Glück	268
Ich hatte – verzeihen Sie! – nie darum gebeten, im Schatten einer Stinkmorchel Mandoline	
spielen zu dürfen	275
Das Alter und die teure Stadt (Fünf Gurken)	282
Rede des erbleichenden Dreisten	288
Warum wird die junge Frau geschont?	295
Unsere traurige technische Zukunft: Lupen und Taschenlampen	303

SZENEN UND DIALOGE

Wir desertieren	311
Ministerialdirigentin Martinek am Tag, als sie das letzte Mal gesehen wurde	314
Der Hugo	317
Metrosexualität, Transparenz und die drei dümmsten Aphorismen von Oscar Wilde	322
Rosel Zech wird behelligt	328

Juliette Gréco	335
Penisg'schichterln aus dem Hotel Mama	340
Plüscherl	342

EINIGE SPRACHKRITIKEN

Lippen abwischen und lächeln	349
Der Sprachkritiker als gesellschaftlicher Nichtsnutz und Kreuzritter der Zukunftsfähigkeit	357
Ein bißchen mehr Bedeutung wäre manchmal schön ..	368
Hannah Arendt hat recht	376
Unheimliche Geschenke	383
So machen es die klugen Sprachen	388

DIE MÜTTER-TRILOGIE

Kinder fauler Mütter sprechen unbezahlt in Mikrophone	395
Mütter mit nach hinten	401
Die Verbesserung von Jessicas Mutter mit Hilfe eines Mülleimers	408

OHNE MUTTER WEITER IM TEXT

Touristische Perspektiven für Münster	415
Die Chefin verzichtet auf demonstratives Frieren	423
Fast vierzig zum Teil recht coole Interviewantworten ohne die dazugehörigen dummen Fragen	435

EINIGE BILDBETEXTUNGEN

... UND EINIGE TEXTE MIT WURZELN

IN DEN NEUNZIGERN

Das innere Singen des Dampfes	453
Die armen Hasen	459
Finanztantenhappen in Freiheit heißen Hering	463
Herr Kosmos ist von den Menschen enttäuscht	471
Die Lampen leiden am meisten darunter	475
Lockende Wucherungen, schäbige Irrtümer	482
Der Mann, der sich wie die Kühe fühlt und die Frau, die nicht weiß, wann sie Middach kochen soll	487
Im Zaubermärchenwald der Phantasie	494
Die Beatles in München	499
Über kaltes Duschen	501
Quellenverzeichnis	507

DIE SCHÖNEN DINGE
UND DIE ARME WELT

Charleys Tante in der Wüste

Herr Schmitt, ein alter Freund aus jungen, freiheitlichen Tagen, wurde von der Tourismusbehörde des Staates Katar auserkoren, für die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» einen schönen langen Text über diesen an mangelnder Bekanntheit und schlechtem Image leidenden Kleinstaat zu verfassen. Normalerweise lässt sich Herr Schmitt auf solcherlei Reisen von seiner Gemahlin begleiten, doch die hatte «sowas von» keine Lust. Herr Schmitt daher, am Telephon:

«Sag mal, wie sieht's n aus? Claudia kann Wüsten nicht ab. Hättest Du nicht Lust, quasi als Gattinnenersatz einzuspringen und ein paar Tage in Doha zu verbringen?»

«Was ist denn Doha?»

«Hauptstadt von Katar, da unten bei den Vereinigten Arabischen Emiraten, gehört aber nicht dazu.»

Da ich als kompromißloser Verehrer lieblich grüner Wälder, sanfter Hügel und blühender Wiesen noch nie in einem arabischen Land gewesen war, sagte ich: «Ja, wenn's nichts kostet, dann von mir aus. Aber: Ich verkleide mich nicht als Ehegattin. Ich werde nicht Charleys Tante spielen.»

Okay okay okay. Man flog dann also.

Schon schön, ein paar Tage auf Kosten zwar vermutlich unsympathischer, aber freigiebiger Funktionäre in einem Ritz-Carlton-Hotel zu verbringen.

Schon schön, in der VIP-Etage von einem Konsortium internationaler junger Service-Damen, von Tove aus Schwe-

den, Anna aus Prag, Laura aus Mexiko und Lorna aus Malaysia unentwegt bemuttert und betuddelt zu werden.

You want ingwer musli?

Yes!

You want red wine?

Yes!

You want the Neue Zürcher Zeitung?

Yes!

Schon schön, in monsterweichen Riesensesseln zu versinken, in der Hauptstadt eines Gasstaates, den man wenige Wochen zuvor auf dem Globus nur mit Mühe hätte ausfindig machen können. Man schaut sich um, der Look ist einem durchaus nicht unbekannt. Auch in Deutschland gibt es Hotels, die sich bereits vollkommen dem Geschmack des Mittleren Ostens unterworfen haben, das Adlon in Berlin etwa oder der Breidenbacher Hof in Düsseldorf.

In der VIP-Lounge gab es Buchregale, durch die sich lange Reihen prächtig ledergebundener, hundert Jahre alter, eigenartigerweise allerdings ausnahmslos schwedischer Konversationslexika zogen. Nicht lange dauerte es, bis uns auch der Fußballspieler Stefan Effenberg in Begleitung einer mit engen Dingen bekleideten Dame erschien. Er selbst trug kurze bunte Kinderhöschen und ließ Rotwein kommen. Die Kinderhöschen erregten mein Mißfallen.

Wohlgefallen erregten natürlich hingegen die Zimmer. Man hatte uns tatsächlich in zweien der insgesamt sieben Präsidenten-Suiten untergebracht. Sie sahen aus wie Möbellager, die auf ein in einen farbenblinden Zweig der Gothic-Szene verlegtes Remake von «Ein Käfig voller Narren» warten. Auch in den dortigen feisten Betten hätte man sich der Lektüre antiquarischer schwedischer Nachschlagewerke widmen können, sie standen meterlang zur Verfügung.

Man hat wohl irgendwann einmal ein Frachtschiff voll davon ersteigert, um eine Art Zivilisationsatmosphäre zu erzeugen.

Am Morgen erwartete uns ein mit Air-Brush-Motiven verziertes SUV vom QIT, also ein *sport utility vehicle* der katarischen Tourismusbehörde. Der Fahrer, ein so sanfter wie hagerer Mann aus Palästina, sprach kaum Englisch, und wir natürlich kein Arabisch, aber vielleicht war es auch besser, daß der Ausflug überwiegend in Schweigsamkeit verlief, denn bei der in Katar üblichen Fahrweise verbietet sich jede Zerstreuung des Wagenlenkers. Bislang dachte ich, die wildesten Autofahrer der Welt seien in Argentinien anzutreffen. Aber wer jemals eine katarische Frau in der schärfsten Verhüllungsvariante – Sehschlitz, darüber ein halbtranspanter Schleier – mit Tempo 110 ohne jegliches Abbremsen, mitten in der Innenstadt – und selbstverständlich telefonierend – in einen Kreisverkehr hat hineinbrettern sehen, dem ist mindestens einmal so heftig die Pumpe gestockt, daß er die Argentinier von da an in etwas milderem Licht sieht. Nun ging es in die Wüste.

Wüsten, so hört man in unseren Breiten oft sagen, hafte etwas Faszinierendes an. Öde seien sie keinesfalls, sondern voll geheimen Lebens, und wer dies nicht sähe, der wisse nichts, der reiße seine Augen nicht weit genug auf. Am atemberaubendsten sei die Wüste des Nachts, dann würden überall weiße Hasen und Füchse umhertanzen, oder nach Regenfällen: Binnen Sekunden, naja Tagen, brächen die wunderbarsten Blumen und Sträucher aus dem krustigen Gestein hervor.

Wir hatten Gelegenheit, dies nachzuprüfen. Dreimal hat

es während unserer Exkursion für mehrere Minuten geregnet; jubelnd filmten wir die Tropfen auf der Windschutzscheibe, aber draußen stieß nichts aus dem Erdreich hervor, nicht einmal ein kümmerlicher Alfalfa-keimling.

Ich nehme an, daß die gerade in gebildeten europäischen Kreisen verbreitete Wüstenverehrung die gleichen Ursachen hat wie die Vorliebe für demonstrativ Schlichtes in Mode und Architektur. Wo die unverputzte, graue Wand als ehrlich gilt, der Schmuck als Widersacher der Funktion, Pracht und Pathos grundsätzlich als hohl, wo Details für neckisches Blendwerk stehen und die Floskel vom «genial Einfachen» lebensmottohaft beherzigt wird, da liebt man auch die Wüste. Das Einfache aber ist, meine Damen und Herren, nur dann genial, wenn es als Folge komplizierter Gedanken auftritt, und in der Kunst gibt es vieles, ja sogar sehr vieles, was man als «genial kompliziert» bezeichnen müßte, obwohl man diese Wendung niemals hört. Die Wüste ist, das sag ich leise donnernd, ein Ort, wo es an allem fehlt, was gut und herrlich ist. Wo Wüste auf der Welt ist, da ist was nicht in Ordnung mit der Welt.

Der folgende Tag stand im Zeichen der katarischen Tierzucht. Erst fuhr man zu einem Gestüt mit schönen, sympathischen Pferden, dann zu ebenfalls kerngesunden und noch sympathischeren Kamelen, später noch zu schönen, bedauerlicherweise aber kränkelnden Raubvögeln. Der Besuch einer Falkenklinik stand auf dem Programm. Die Falken hockten, einer neben dem andern, wie Figuren eines Schachbretts, auf dem Boden eines großen Raums und schauten, wie uns schien, nicht gerade lebenslustig vor sich hin. Einige hatten Abszesse unter der Zunge, die meisten jedoch litten am «bumble foot disease», einer knollenartigen Verdickung

des Fußes, welche infolge der unnatürlich häufigen Landevorgänge nur bei Jagdfalken auftritt.

Wir wurden eingeladen, dem Chirurgen über die Schulter zu schauen. Allerdings war der Falke, dessen Operation wir nun beiwohnten, überhaupt nicht krank. Er war lediglich ein besonders kostbarer Vogel, der zum Verkauf anstand, und der neue Besitzer wollte sich vergewissern, daß er organisch einwandfrei war, zu welchem Zweck der Vogel geöffnet wurde. Man forderte uns auf, ganz dicht ranzugehen, und wie ich nun dastand und ohne Mundschutz in die Ein geweide des Vogels schaute, kam mir ein Gedanke, der mich schon einmal befallen hatte, und zwar, als mir ein freundlicher Germanist im Marbacher Literaturarchiv ohne trennende Glasplatte eine Kafka-Handschrift vorlegte, nämlich: «Ich könnte da jetzt draufspucken!» Nicht, daß ich derlei jemals ernsthaft in Erwägung zöge, um Himmels willen, ich spucke nicht mal nachts auf menschenleere Bürgersteige, bin Eigenspeichelunterschlucker durch und durch, neige nie zu neurotischen Attentaten – aber der Gedanke! Daß ich für einen winzigen Augenblick die Herrschaft über mein Handeln verloren haben könnte und dem Falken in den auf geschnittenen Hunderttausenddollarwanst gespien hätte! Hätte ich je wieder sattgrüne Wälder gesehen?

Auf jeden Fall wäre das Abendessen mit Frau Abdulagic abgesagt worden, einer Dame mit dramatischem Augen-Make up und einem strengen Sinn fürs Effiziente, die, soweit ich es verstanden habe, lange Jahre in Kolumbien als Gesandte ihrer Heimat Jugoslawien diente und sich jetzt in leitender Funktion mit der Verbesserung des Rufes von Katar als Reiseziel befaßt. Da wir uns ihren Namen auf die Schnelle nicht hatten einprägen können, sprachen wir sie mit «Madame»

an, was sie als Diplomatin nicht störte, zumal solche Anrede in englischsprachigem Kontext durchaus auf zarte Weise weltgewandt wirkt. Um das Ingangkommen der Konversation nicht allein auf den Schultern der Gastgeberin lasten zu lassen, fragte ich sie munter, wieso die vielen indischen Bauarbeiter in Katar denn alle lila Overalls trügen, andernorts würden körperlich hart arbeitende Männer nur ungern lila tragen, weil das ja «irgendwie leicht gay» wirke. Das war Madame wohl klar, und es wurde uns mit wirkungssicheren Damenblicken klargemacht, daß diese Art von leichter westeuropäischer Plauderei von ihrer Seite nicht vorgesehen war. Um indes nicht allzu schroff zu wirken, erfreute uns Frau Abdulagic rasch mit der wohl oft schon vorgebrachten spaßigen Bemerkung, daß es leider nicht möglich sei, den Namen des Landes zu ändern, obwohl dieser in vielen Sprachen der Welt an einen Schnupfen erinnere. In erster Linie aber wollte uns Madame über Wirtschaft, Infrastruktur und vor allem das hervorragende Erziehungswesen von Katar unterrichten und scheute dabei auch vor statistischen Angaben nicht zurück. Sie verwendete dermaßen viele statistische Angaben, daß mir das von einem Top-Koch aus München zubereitete Dinner kaum mehr schmecken wollte und ich dachte: «Kann die Geheimdienstziege nicht mal den Rand halten?» Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, war es Jacqueline Kennedy, die einmal zu Nikita Chruschtschow sagte: «Herr Präsident, Sie wollen mich doch nicht etwa mit Ihren Zahlen langweilen!» Dieser Abend im Restaurant «Le mer» im dreißigsten Stockwerk des Ritz-Carlton-Hotels war jedoch nicht der geeignete Moment, mich als geistiger Erbe Jackie Kennedys zu gebärden, und so versuchte ich zu lauschen und sagte gelegentlich «Oh really?», «So many?» oder «That's a pretty good amount!»

Ein Leichtes war das Lauschen indes nicht, denn kaum fünf Meter hinter mir betätigte sich ein Pianist mit hartem Anschlag und beschränktem Repertoire. Alle fünfzehn Minuten wurde der grundüble Schmusesong «Feelings» gespielt, und zwar mit der Zartheit eines Teppichklopfers. Mister Schmitt sagte, es sei eine junge blonde Dame in bodenlanger Robe, die da in die Drahtkommode dresche, aber ich war zu faul, mich umzudrehen, schließlich kann man sich's ja auch denken. Auf der ganzen Welt lassen sich langhaarige junge Frauen in Abendkleidern zur Romantisierung miserabler Musik mißbrauchen, im deutschen Fernsehen zum Beispiel gibt es kaum noch eine Unterhaltungssendung, in der darauf verzichtet wird, Playbackvorführungen mit meist vier bis sechs Geigerinnen zu dekorieren, selbst in Fällen, bei denen das Musikarrangement offenkundig überhaupt keine Streicher enthält. Am schmierigsten wird es, wenn die geigenhaltenden Statistinnen in einem «Meer von Kerzen» sitzen, weil Frauen eben wunderbare «Wesen» sind oder gar «Engel» aus einem Himmelreich der süßen Illusionen – nicht alle allerdings, muß man hinzufügen: Nachdem ich eine Weile zu den zahl- und zahlenreichen Worten unserer herischen Tischherrin immer nur genickt oder «Oh, that is *very* interesting!» gesagt hatte, forderte sie mich auf, darzulegen, was ich nun meinerseits zur Entwicklung des katarischen Fremdenverkehrs beizutragen hätte. «Ich? Ich sitze hier doch nur, weil die Frau von Mister Schmitt keine Lust hatte, mitzukommen», sagte ich nicht, sondern antwortete – in Ermangelung einer vernünftigen Antwort –, die Tourismusförderer sollten sich zunächst die «Länderabklapperer» und Visumsstempel-Sammler vorknöpfen. Es gebe in Deutschland einen berühmten Rockmusiker namens Farin Urlaub, der sich zum Ziel gesetzt hat, jedes Land der Welt, auch das

kleinste und abwegigste, wenigstens einmal besucht zu haben. An solche Leute müsse Katar seine Tourismuswerbung richten. Madame war an reiselustigen deutschen Punkrokern offensichtlich nicht interessiert und erwiderte barsch, Rucksacktouristen wolle man auf keinen Fall, viel eher sei man, schon um sich vom vergnügungsorientierten Dubai zu unterscheiden, an Familien mit Kindern interessiert.

Der Wein war phantastisch. Wenn nun jemand sagt, selbst der phantastischste Wein könne einem keinen unangenehmen Gesprächspartner versüßen, erwidere ich: Doch. Ich guckte um acht auf die Uhr, ich guckte um neun auf die Uhr, ich guckte um zehn auf die Uhr. Mit jeder Stunde wurde die Propaganda erträglicher. Als ich allerdings endlich im Bett liegen durfte, überlegte ich, wie Madame sich das eigentlich vorstellt, deutsche Familien zu veranlassen, ihre Ferien in Katar zu verbringen. Gewiß, es gibt einen «Corniche» genannten Uferweg in Doha, auf dessen stolzen sieben Kilometer Länge sich jedoch nicht eine einzige Erfrischungsbude findet. Kinder wünschen aber Brause und Eis in Aussicht gestellt zu bekommen, wenn man ihnen bei bereits Anfang Mai herrschenden Tagestemperaturen von vierzig Grad im Schatten das Abschreiten sieben Kilometer langer unbeschatteter Promenaden schmackhaft machen möchte. Von rasanten Autofahrten hingegen wird Kindern übel, daher ist jene beliebteste Freizeitbeschäftigung junger Wüstensöhne, die «Dune bashing» genannte motorisierte Vergewaltigung von Sandhügeln nämlich, ebenfalls kein ideales Angebot.

Nun war allerdings das Blöde, daß Herr Schmitt und ich noch einen weiteren Termin um zehn Uhr morgens hatten, nämlich schon wieder mit Madame und, zusätzlich, einem

Sport-Attaché, der uns seine Visionen über die Zukunft Katars als Austragungsort internationaler Sportereignisse darlegen wollte.

Um neun Uhr dreißig rief Mister Schmitt an. Ihm sei schlecht, er sei malade, ihm sei nicht gut, gar nicht gut, die fremde, heiße Luft, drinnen auch noch die Air Conditioning, der viele Rotwein gestern, die schreckliche Frau, ich wisse schon. Der einzige Weg, seinen unguten Zustand lebend zu überstehen, sei ein sich weit in den Nachmittag hinziehender Verbleib in dem herrlichen Bett. Ich möchte bitte den Termin mit Madame und dem Sportfunktionär allein wahrnehmen. Ich rief in die Muschel: «Knall oder was? Denk ja nicht dran! Wer ist denn hier der Journalist? Ich ja wohl kaum!»

Ich machte mich mit der Espressomaschine vertraut. Um viertel nach zehn klopfte Laura aus Mexiko an meine Tür und sagte, Madame sei «very upset» und «very angry». Ich solle mich «immediately» in ihrem Büro einfinden.

Ging natürlich nicht hin. Zwar haben uns Tove aus Schweden, Anna aus Prag, Laura aus Mexiko und Lorna aus Malaysia im Verlaufe des Tages nicht mehr begrüßt und schon gar nicht bemuttert, aber man muß dem Staat Katar zubilligen, daß er uns nicht an der Ausreise hinderte. Wir haben das Land mit einem ganz ungewöhnlichen Gefühl verlassen, nämlich dem Gefühl der Undankbarkeit. Man hat uns prächtig bewirtet, in riesigen Zimmern untergebracht und für uns Falken aufgeschlitzt, und wir – wir verwöhnten, pingeligen, meckernden Mitteleuropäer? Wir mochten es einfach nicht.

Sodbrennen statt Snobismus, ich meine umgekehrt

Hin und wieder male ich mir aus, versehentlich über Nacht in einer Bibliothek eingeschlossen zu sein. Nach anfänglicher Panik komme ich zur Ruhe und freunde mich mit dem Gedanken an, die Stunden bis zu meiner Befreiung blätternd und schmökernd zu verbringen. Allerdings stelle ich bald fest, daß es sich bei all den schönen leinen- und ledergebundenen Büchern in den Regalen um nichts als eine von sonderbarem Wahn zusammengetragene Sammlung sämtlicher Artikel handelt, die in den letzten zwanzig Jahren in Magazinen und Illustrierten zum Thema «Volkskrankheit Sodbrennen» veröffentlicht wurden. Glücklicherweise ist, wovon hier berichtet wird, kein Alpträum, sondern eine Tagesphantasie, die sich an beliebiger Stelle abbrechen läßt.

In der Tat aber staune ich seit langem, mit welcher Regelmäßigkeit in Zeitschriften, die sich hauptsächlich oder auch nur am Rande mit Gesundheit befassen, Texte zum Thema Magenübersäuerung gebracht werden. Vermutlich fungieren solcherlei Artikel im populären Medizinjournalismus als eine Art Feuertaufe; so, wie in männlich dominierten Gemeinschaften überholter Art jeder Neuling, um die Anerkennung der anderen zu erlangen, erst einmal einen Regenwurm schlucken oder gar verklemmte sexuelle Triezereien über sich ergehen lassen mußte, hat ein jeder, der in der Welt der Apothekenzeitschriften Fuß fassen möchte, als Einstand seine obligatorische Schreibarbeit über Sodbrennen abzuliefern. Novizenquälerei in der Tra-

dition der französischen «Bizutage» also – anders lässt sich die Vielzahl der Einlassungen zu diesem Thema kaum erklären.

Volksleiden sind mir nicht summa summarum fremd oder suspekt. Rückenschmerzen, winterliche Trockenheit der Nasenschleimhaut, darüber könnt ich wohl zur Laute singen, hätt ich eine Laute, selbst die aus den Werbeblöcken des Vorabendfernsehens bekannte «Morgensteifigkeit» ist mir in milden Versionen vertraut, aber Sodbrennen hatte ich noch nie. Noch nie? Ich herrlich Unsaurer! Doch, ein einziges Mal hatte ich Sodbrennen: als Nebenwirkung einer Penicillingabe. Ich weiß daher, wie es vor sich geht: Man liegt mehr oder weniger ballonförmig in einem Sessel, und in Begleitung knurrender und gurgelnder kleiner Geräusche entweichen dem Rachen grünliche Gasbällchen, die kurz durchs Zimmer fliegen und bald ploppend über den Einrichtungsgegenständen zerplatzen. Ein bittersaures Seifenblasenkonzert, an dessen Ende Möbel mit verätztem Firnis stehen. Wem geschieht derlei ohne Penicillin? Was sind das für Leute, die sich in volksleidenshafter Regelmäßigkeit in den Genuß eines dermaßen unangenehmen körperlichen Unterhaltungsprogramms bringen?

Ich habe ein Wochenende in Großbritannien verbracht und sah dort Einwohnerinnen, die auf exzessive Weise ihre Erlebnisgier zum Ausdruck brachten. Es war ein früher Abend im späten Winter, kaum fünf Grad plus. Die Frauen aber waren angezogen, als müßten ihre Brüste und Beine trotz Dunkelheit ganz dringend von Sonne und Männerblicken geröstet werden. Können Männerblicke Brüste rösten? Ich glaube, es muß dichterisch erlaubt sein, das zu sagen. Man

muß da jetzt nicht so einen Bohei drum machen wie vor einigen Jahren über Peter Handkes «andersgelbe Nudelnester». Immer wenn ich auf einem südlichen Markt bin und die nestartig hingelegten Nudeln in verschiedenen Gelbtönen sehe, denke ich an Peter Handke, diesen zu Recht berühmten Dichter und seine schöne, nur von höhnischen Windeiern verhöhte Nudelformulierung. Doch wir sind hier nicht auf einem südlichen Viktualienmarkt, sondern im klammen Glasgow, zumindest war vor kurzem noch die allerdings nicht namentliche Rede von dieser windigen schottischen Stadt, wo ich Frauen sah, die nicht ausreichend bekleidet waren. Das Dekolleté nicht bedeckt, Schenkel gleichfalls bloß und bar, die Füße in viel zu hohen Sommerschuhen, in denen zu gehen ihnen niemand beigebracht hatte. Indes sie quietschend Konversation betrieben, schwankten sie, einander untergehakt stützend, durch die Straßen und gossen sich dabei Roséwein direkt aus der Flasche in die Schlünder. Sie amüsierten mich und rührten mich auch etwas, diese erzdummyen, mopsfidele, übersexualisierten und irgendwie auch lieben jungen Schachteln, ich dachte aber auch: Unterleibsverkühlung kann denen nicht unbekannt sein, ebenso wenig Sodbrennen.

Man muß aber nicht unbedingt dem Beispiel halbnackter britischer Nachtschwärmerinnen Folge leisten und Roséwein aus der Flasche trinken, um grüne Gölleperlen auszuatmen. Wie es auch geht, kann man in jedem x-beliebigen Hotelfrühstücksraum in Augenschein nehmen. Wie ich neulich erfuhr, habe ich eine Gemeinsamkeit mit den Mitgliedern der Gruppe «Tokio Hotel», nämlich die Angewohnheit, in Hotels am Morgen Pfefferminztee zu trinken, da es merkwürdigerweise selbst in Häusern, an deren

Eingang

- ulig uniformierte Männer mit Zylinder auf dem Kopf den Gästen das Gepäck aus der Hand reißen, bitten
- Thermoskannenkaffee jener Qualität gibt, die von meiner ostelbischen Verwandtschaft «Lorke», manchmal auch «Plörre» genannt wurde. Bis vor kaum mehr als einem Jahrzehnt habe ich mir selbst allmorgendlich gut anderthalb Liter Plörre «gekocht», die bis in die frühen Abendstunden auf der Warmhalteplatte vor sich hin knisterten. Man kann es nicht anders. Heute kennt man es sehr wohl anders, allerdings nicht überall – bei der Deutschen Bahn zum Beispiel nicht und auch nicht beim Hotelfrühstück. Ein großer Teil der Gäste dort scheint sich indes am Lorkecharakter des Kaffees nicht zu stören, und bizarreweise trinken sie zur gleichen Zeit Orangensaft, oft in alternierenden Schlucken. Es gibt so einiges, was «alle» machen und mir trotzdem grundfalsch erscheint – das aggressive morgendliche Getränkendoppel zählt dazu. Ich frage mich, warum sie Kaffee und Saft nicht bereits vor dem Trinken zusammenschütten, gewissermaßen nach Art der heute als so praktisch empfundenen «2 in 1»-Präparate. Doch scheinen sie beharrlich den eigenen Magen als Shaker für ihren grausamen Cocktail zu bevorzugen und lassen es dort äzen und brodeln, auf daß noch viele Sodbrennen-Texte geschrieben werden können.

Die vielgefragte Gloria von Thurn und Taxis hat zu diesem Thema einst einen Standpunkt niedergelegt, den ich folgendermaßen kurzfassen möchte: «Man hat kein Sodbrennen. Man hat Jagdverletzungen.» Ein einigermaßen rigores, wenn auch frischvergnügtes Statement hat sie damit abgegeben, das ich allerdings der Ausgewogenheit halber gern mit einem in Tierschutzkreisen berühmten Wort von Theodor Heuss konterkarikieren möchte, nach welchem die

«Jagd eine Nebenform menschlicher Geisteskrankheit» sei. Am bekömmlichsten ist es wohl, man hat weder Sodbrennen noch Jagdverletzungen.

Zweifelsohne würde man eine Mehrheit von Deutschen finden, die die fürstliche Aussage mit dem Wort Snobismus belegen, und zwar unter Hinzufügung derjenigen Adjektive, mit denen der Snobismus im Deutschen zwangsverheiratet zu sein scheint, nämlich «unfaßbar» und «unsäglich». Dabei gibt es zahlreiche schönere Adjektive, die zum Snobismus gut passen, beispielsweise «amüsant», «rührend», aber auch «löblich». Es ist zu beklagen, daß die Snobs heute einen so schlechten Leumund haben. Noch vor wenigen Jahrzehnten war das anders: Sie galten als schillernde Individualisten, die man als bunte Vögel gern auf Partys einlud. Witzzeichner stellten sie nicht selten mit Monokel dar und legten ihnen Sprüche in den Mund wie: «Liebe? Ach, das überlassen wir lieber den einfachen Menschen.» Da sich die Snobs finanziell und rhetorisch mitunter überforderten, waren sie vor Lächerlichkeit durchaus nicht gefeit, aber das nahmen sie hin, um in interessanter, also «gehobener» Gesellschaft sein zu dürfen, und die Gesellschaft freute sich an ihrer Kauzigkeit. In der heutigen Diktatur der Masse hat's der Snob dagegen schwer. Er hat kaum jemals mit anderen Echos zu rechnen als dem monotonen Vorwurf: «Der will wohl was Besseres sein!» Warum gilt es heutzutage als Todsünde, etwas Besseres sein zu wollen? Ist das, was uns umgibt, so herrlich und perfekt, daß jeder Wunsch nach Besserung automatisch eine Unverschämtheit ist? Und wer die Welt verbessern möchte, fange praktischerweise bei seiner eigenen Person an, denn da gibt es bei jedem einiges zu renovieren.

Snobismus ist eine klassische Form der heutzutage vielbequasselten Exzellenzinitiative. Er schadet nie und nützt oft, und dies nicht nur dem Snob selbst. Wem verdanken wir es denn, daß wir zumindest außerhalb von Hotels so vielerorts guten Kaffee, aber auch feine Weine, tollen Käse, ja sogar – in Bioläden – gutes Brot bekommen? Den Ernährungssnobs natürlich! Man achte sie! Der Snobismus hat ein ungerechtfertigt schlechtes Image, die meisten wissen eh nicht recht, was der Begriff bedeutet, und verwenden ihn synonym mit Arroganz, Hochtrabendheit und dem respektlosen Hinabschauen auf sogenannte einfache Leute. Solche Erscheinungen sind aber allenfalls unschöne Nebeneffekte. Der Kern des Snobismus ist nicht das Hinabschauen, sondern der Blick nach oben. Als sein Gegenteil könnte man einen Ausdruck anführen, den Lars Brandt, der Sohn des ehemaligen Bundeskanzlers, einmal in bezug auf den SPD-Sauertopf Herbert Wehner und dessen Frau gebrauchte: «skandinavisches Bescheidenheitsgetue». Oder auch die seit einigen Jahren lästig redensartliche Formulierung von der «gleichen Augenhöhe», auf der angeblich alle Menschen miteinander umzugehen hätten. Die ewig gleiche Augenhöhe vernachlässigt eindeutig die menschliche Halswirbelmuskulatur. Man sollte unbeirrt hinab- wie hinaufschauen, das eine mit möglichst wenig Spott und Verachtung, das andere ohne Eifer und blinde Begeisterung. Der Snob orientiert sich an der nächsthöheren gesellschaftlichen Schicht, und er hat dabei die gleichen Möglichkeiten wie ein mittelmäßiger Musiker, der einem guten nacheifert. Entweder er verbessert sich tatsächlich, oder er wird prätentiös und macht sich lächerlich. Na und? Fliegenpilze, Löwen, gesellschaftliches Glatteis – gefahrsvoll ist das Leben! Aber immerhin: Er hat es gewagt, ein Besserer, ein Größerer zu werden wenigstens

zu *wollen*! Die deutsche Menschheit schätzt Schuster, die bei ihren Leisten bleiben, doch sie braucht auch Schuster, die nach den Sternen greifen, indem sie zum Beispiel Manufakturen für besonders feine Schuhe gründen und somit anspruchsvolle Arbeitsplätze schaffen. Ja, in der Tat, sie sind so frei, sie nehmen sich heraus, einem inneren Aufruf zur Selbstverbesserung und somit Weltverbesserung Gehör zu schenken, ohne Herrn Muff und Frau Pief um Erlaubnis zu fragen. Die Summe meiner Worte sei: Strebsamkeit und Ehrgeiz sind genauso gute Weltmotoren wie die Liebe.

Am Strand der Birnenwechsler

Als ich neulich wieder einmal in der mit dicken alten Kirchen angefüllten Stadt Rostock zu tun hatte, wollte ich die Gelegenheit nicht ungenutzt lassen, die wunderbaren Backsteinungetüme ausnahmsweise keines Blickes zu würdigen und statt dessen ein wenig am Saum der Ostsee herumzu laufen, denn Strandspaziergänge, so sagt man, «machen den Kopf frei», und das Stapfen durch den Sand trainiere sämtliche Muskelgruppen und erspare einem auf diese Weise den Erwerb eines teuren Gesundheitstrampolins. Der Strand ist im Vorort Warnemünde befindlich, wohin man mit der S-Bahn gelangt. Über die Berliner S-Bahn weiß man im ganzen Land, daß sie sehr wetterföhlig ist und ein dienhaft launisches eigenes Köpfchen hat; wenn sie nicht will, dann will sie eben nicht. Sollte sie aber mal in einen Bahnhof einzurollen geruhen, wird der Fahrgast darin ununterbrochen angesungen, angeflötet und angebettelt. In der Münchner S-Bahn hingegen reist man ruhig, doch es war schon gelegentlich zu hören, daß ihre Türen zufrieren. Man kann nicht rein und demzufolge auch nicht raus. Unbemannt und somit höchst besinnlich gleiten die Waggons durchs winterliche München. Von der Hamburger S-Bahn hört man ebenfalls nur Gutes. Wie auf Samtpfötchen schlängelt sie sich durch die ruhmvreiche alte Handelsstadt. Allerdings saß ich einmal während einer langen Fahrt von Hamburg-Hauptbahnhof nach Klein Flottbek einem Mann gegenüber, der eine Katzentransporttasche mit sich führte, in der gleich zwei jener Rassekatzen schlummerten, die um des lieben Effekts willen ohne Fell gezüchtet werden. Nackt wie Nattern lagerten sie in ihrer

Reisebox. Hätte ich mich zu der Tasche hingebucht und gesagt, na, was sind denn das für ausgefallene Kätzchen, wäre ich gewiß in ein nicht enden wollendes Gespräch verwickelt worden, denn der Transporteur des miauenden Nattergezüchts guckte mich erschreckend auskunfts bereit an. Ich schwieg also lieber, fühlte aber tief in mir drin, wie das Samtpfötchen-Image der Hamburger S-Bahn zusammenbrach wie ein Kartenhaus im elften Septemberwind. Samtpfötchen ohne Fell – paradox und unattraktiv. Als ausgesprochen taktlos würde man es empfinden, wenn eine solche Katze einem Schwerkranken, nach der Chemotherapie etwa, als Genesungsgehilfe geschenkt wird. Froh war ich, als Klein Flottbek erreicht war, wo ich im Botanischen Garten Loki Schmidt Tribut zollte, die gute Gründe gehabt haben könnte, sich für Tiere weniger zu interessieren als für Pflanzen.

Die Rostocker S-Bahn wird in überregionalen Nachrichten nahezu nie erwähnt. Selbst in Städten mit hohem Bildungsniveau wie etwa Tübingen wird man Tausende und Aber tausende Menschen zusammentrommeln können, die noch nie von der Rostocker S-Bahn gehört haben. Es wäre jedoch überzogen, diesen Menschen deswegen die Lebensberechtigung abzusprechen, schließlich gibt es kaum einen vernünftigen Grund, der Rostocker S-Bahn ein Riesenbrimborium zu widmen. Immerhin sind im Umfeld des Hauptbahnhofes zwei Graffito-Sprüche zu entdecken, deren rührende Armseligkeit nicht ohne Reiz ist, nämlich «Politik + Bahn = schämt euch» und «Werbung = Verarsche + Verblödung». In der S-Bahn selbst gibt es, wie in anderen S-Bahnen auch, keine Toilette, dafür allerdings eine erste Klasse, in der nie jemand sitzt, vermutlich weil es zu «abgehoben» ist, darin Platz zu nehmen, in erster Linie aber, weil sie entsetzlich

stinkt. Teilnehmer «fröhlicher Fußballfeste» benutzen die erste Klasse offenbar gewohnheitlich als Urinal. Der herrschende Geruch konnte jedenfalls kein Resultat eines einmaligen Ausrutschers sein, das Abteil roch wie eine stark frequentierte Flughafentoilette, die Metallverkleidungen waren zudem regelrecht zerätzt vom Harn all der «friedlichen jungen Leute, die gerne mal ein Bier trinken». Die naheliegende Idee, das Abteil hin und wieder mit einem harten Wasserstrahl durchzuspritzen, hat man bei der Bahn offenbar verworfen, weil sich das nicht rechnen würde, für die paar First-Class-Snobs, die sich in so einer bodenständigen Gegend einfinden, schließlich ist man ja nicht in Neuilly-sur-Seine oder Monaco. Ich machte es mir also bequem im Pissedunst. Schließlich hatte ich ja dafür bezahlt und beschloß, meine Nase durch den Verzehr stark riechenden Fruchtgummis, der Lektüre des FAZ-Feuilletons und den Gedanken an die zu erwartende Meeresbrise zu überlisten. Für zwanzig Minuten war das auch auszuhalten; man ist ja kein Zuckerpüppchen, sondern ein realitätsgestähltes Mannsbild, das natürlich viele Erdgegenden kennt, in denen die Menschen auf Knien dafür danken würden, in einer vollgepulierten S-Bahn sitzen zu dürfen. Aushalten muß man natürlich auch die scheelen Blicke der im Türbereich stehenden Autochthonen, die einen durch die Glastür hindurch beobachten, als wollten sie sagen: «Sieh an, ein feiner Herr im Pissedunst! Na, vielleicht hat er seinen Geruchssinn verloren. Das kann schon mal passieren, wenn man erschreckt oder gekitzelt wird. Dann riechen die Leute plötzlich nichts mehr, und man muß ihnen beschreiben, wie eine Wurst oder ein Wein riecht. Das ist für einen Menschen freilich längst nicht so schlimm wie für einen Hund. Für einen Hund ist es dafür kein allzu großes Problem, wenn er blind ist.»

Ostdeutsche Seebäder sind bekanntlich bezaubernde Orte. Doch mangelt es ihnen an einer gewissen Mondänität. Man sieht dort vor allen Dingen ältere Ehepaare mit einem stark ausgeprägten Seßhaftigkeitshintergrund. Ich habe nichts gegen Menschen mit einem solchen Hintergrund, im Gegen teil: Maßvolle Seßhaftigkeit ist unser Zukunftsmodell. Die Bahn, sagt man, sei eine gute Alternative zum Flugzeug und das Fahrrad zum Auto. Eine noch bessere Alternative zu Flugzeug und Auto wäre jedoch ein verkleinerter Aktions radius. Seßhaftigkeit ist also heute keine alleinige Lebens form der Armut mehr, sondern auch eine der Avantgarde. Die Seßhaften in Warnemünde sind aber nicht so seßhaft, daß sie allesamt dort geboren worden wären, sie kommen vielmehr aus Orten wie Dessau oder Lutherstadt Eisleben zur Ostsee, unter anderem weil sich im Warnemünder Hotel Neptun eines der allerletzten Original-Broiler-Restaurants befindet. Zwar gibt es in ostdeutschen Restaurants häufig Sonderaktionen namens «So gut schmeckte es in der DDR», doch der Broiler schmeckt dort nicht mehr wie früher, weil die Staatsführung das Rezept für die Würzmischung mit ins Grab genommen hat. Nur in Warnemünde kennt man es noch. Ich setzte mich also in die original eingerichtete Broiler-Bar von 1971 und begehrte eine Portion der inzwischen raren Speise.

1971! Ich fühlte mich sogleich wie ein Dreizehnjähriger, zumal die anderen Lokalgäste mich ebenfalls an 1971 erinnerten, als die Welt in erster Linie von unglaublich schlecht gelaunten Ehepaaren bevölkert war, deren männliche Teile nichts Schöneres kannten, als Kinder von Grundstücken zu jagen und ihnen mit der Polizei und Überweisungen «ins Heim» zu drohen. Und immer dieses Am-Ohr-Ziehen!

«Na, was machen wir denn jetzt mit dir?» Wie unhöflich man damals zu Kindern war! Das hat sich grundlegend geändert. Man war als Kind allerdings auch ein klein wenig frech. Zwei meiner Glanztaten aus dem Jahre 1971: Zusammen mit einem Altersgenossen beschrifte ich zwei Zettel mit der Aufforderung «Schlaft ein!» Mit diesen Zetteln stellten wir uns feixend neben eine ihre «Erwachet»-Broschüre hochhaltende Zeugin Jehovas. Die Frau hat sich das leider gefallen lassen. Noch heute ist es für mich grauenhaft, mit Leuten konfrontiert zu sein, die sich nicht wehren. Die andere Glanztat: In eine Apotheke reingehen, sagen: «Wir hätten gern ein Kilo Rauschgift», gackernd wieder rauslaufen, nach fünf Minuten wieder reinrennen und sagen: «Jetzt hätten wir gern zehn Kilo Rauschgift», wieder rauslaufen, dann das gleiche noch einmal mit hundert Kilo Rauschgift. Und das waren noch zwei relativ ehrbare Aktionen, verglichen mit einigen anderen, die ich auch nach vierzig Jahren lieber niemandem erzähle. Wie schön hätte ich mit solcherlei dreizehnjährigen Einfällen die muffligen Geflügelesser in Warnemünde ärgern können! Das Lokal stürmen und schreien: «Esse, fresse, Klo besmutze und hinterher nicht Bürst' benutze!», immer wieder diesen einen, schön dummen Spruch schreien, bis man heiser ist und rot wie eine Feuerwanze im Gesicht, schließlich rausgeworfen werden, aber mit was für einem Spaßgewinn!

Eines der Retro-Couples in der Broiler-Bar hätte sich indes auch eine kleine Beschimpfung redlich verdient gehabt. Satt von Huhn und Salzkartoffeln, guckte es mit fetten blöden Augen aus dem Fenster, genauer gesagt, mit Augen, die man sich heimlich gern in unfreiwilligem Kontakt mit einem Specht vorstellt. Damit man sich das Ehepaar besser vergegenwärtigt.

gen kann, möchte ich noch erwähnen, daß der Mann, genau wie nahezu hundert Prozent seiner Alters- und Geschlechtskollegen in Warnemünde, über seinem kurzärmeligen Hemd eine Weste mit etwa zehn aufgenähten Taschen trug. Wer nicht weiß, wie man eine solche Weste nennt, könnte nach einiger geistiger Anstrengung auf die Idee kommen, sie heiße Birnenwechselweste. Man stelle sich vor, zu Hause einen Kronleuchter mit zwanzig erloschenen Leuchtkerzen an der Decke hängen zu haben, aber keine Lust, zum Wechsel jeder einzelnen Birne die unangenehme Trittleiter immer wieder herauf- und herunterzusteigen. Vernünftige Leute beschäftigen mit solch riskanten Aufgaben einen Kastellan, doch nicht jeder kann sich Vernunft leisten, und mancher hat auch keinen Platz für ein zusätzliches Bett. Da leistet das beschriebene Kleidungsstück beste Dienste. Man befüllt seine zehn Westentaschen mit neuen Birnen, steigt hoch und kommt mit zehn Taschen voll verbrauchter Birnen wieder runter. Ein sehr sinnvolles Kleidungsstück also, wenngleich nicht für den Strand, denn die Sterne am Nachthimmel über Warnemünde werden niemals verlöschen. Doch zurück zu meinem aus dem Grillbar-Fenster guckenden Westen-Ehepaar. Draußen ging eine junge Asiatin, vielleicht eine chinesische Studentin, vorbei und überquerte bei Rot eine vollkommen leere Seitenstraße. Kennern der Region, die einwenden, von der Broiler-Bar im Hotel Neptun aus könne man gar keinen ampelbewehrten Fußgängerüberweg sehen, entgegne ich, daß ihr Einwand inhaltlich berechtigt, leider aber auch unwichtig ist. Wichtig hingegen ist, daß der folgende Dialog gewissenhaft memoriert und ungekürzt ist.

Er: Die soll doch nach China fahren. Da kann sie bei Rot über die Ampel.

Sie: Die nehmen sich hier unglaubliche Freiheiten heraus.

Er: Weiß waschanni nich, wozu ne Ampel da ist.

Sie: Das kenn die in China nicht.

Zur Erzielung eines furchtbar interessanten Effekts möchte ich das soeben vollständig zitierte Tischgespräch durch die Schilderung einer wenige Jahre zurückliegenden Situation in einem Berliner Restaurant ergänzen. Darin saß eine ethnisch stark gemischte Gruppe: eine Inderin, ein paar Ostasiaten, ein Afrikaner usw., darüber hinaus eine Art Betreuer oder Kursleiter deutscher Herkunft. Es handelte sich wahrscheinlich um eine Gruppe von der Carl-Duisberg-Gesellschaft, einem Unternehmen, das die interkulturelle Kompetenz fördert.

Der Kursleiter monologisierte:

«Früher hatten wir Deutschen ja einen ganz schlechten Ruf, immer nur an Arbeit denken und daß wir zum Lachen in den Keller gehen. Das kam halt noch von den Preußen her, Pünktlichkeit und Disziplin. Aber wenn man sich heute umhört, dann heißt es doch überall, was für ein wunderbar offenes Volk wir geworden sind. Spätestens seit der Fußball-WM. Das war doch ein Märchen! Heute werden wir auf der ganzen Welt dafür beneidet, wie spontan wir sind, wie wir feiern können, was für gute Gastgeber wir sind. Ich höre nur noch Leute, die sagen: Deutschland ist einfach super.»

Ich kann so wenig Gedanken lesen wie jeder andere, aber ich war mir sicher, daß zumindest die Inderin, die in meiner Blickrichtung saß, still und heimlich in sich hineindachte: Also, diese Deutschen werden sich wohl nie ändern!

Kleiner Nachsatz zum Thema altmodisches Essen:

In Supermärkten finden wir viele, meist mit Eintopfgerichten gefüllte Dosen, auf denen Großmütter mit einem Kochlöffel in der Hand abgebildet sind. Natürlich sind es nostalgisch idealisierte Großmütter; niemand verlangt, daß man tatsächliche heutige Großmütter in hautengen Jeans auf die Dosen drückt. Doch müßte es nicht allmählich statt «Omas Kartoffeltopf» zutreffender «Uruomas Kartoffeltopf» heißen? Selbst die Großmütter derer, die heute ins Großelternalter kommen, haben oft schon nicht mehr gekocht, sondern nur noch «was warm gemacht». Da jedoch «Uruomas Kartoffeltopf» einfach zu knochig und spinnwebenüberwuchert klingt, sollte man auf den Eintopfdosen in Zukunft vielleicht eine jener bewährten idealisierten Großmütter mit einem Büchsenöffner in der Hand abbilden.